

Jorge Semprun: Es ist mir immer schwergewallen oder unangenehm gewesen oder ich habe es für überflüssig gehalten, mit Menschen meiner Generation über diese Erfahrung zu sprechen, jetzt aber – ich möchte nicht sagen, daß es mir leichtfällt, aber jetzt ist es möglich geworden.
Elie Wiesel: Möglich... Nein, Jorge, es ist unmöglich, wir tun es aber trotzdem. Wir haben keine andere Wahl.

Jorge Semprun Elie Wiesel

Schweigen ist unmöglich
edition suhrkamp

SV

*Aus dem Französischen
von Wolfram Bayer*

edition suhrkamp 2012
Erste Auflage 1997
© Éditions Mille et une nuits/Arte Éditions, novembre 1995
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1997
Deutsche Erstausgabe
Alle Rechte vorbehalten.
Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Scaudt
Printed in Germany

1 2 3 4 5 6 - 02 01 00 99 98 97

Ein Gespräch zwischen zwei Überlebenden der Konzentrationslager: Jorge Semprun, dem Widerstandskämpfer, der 1943 in deutsche Gefangenschaft gerät, danach in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert wird; Elie Wiesel, 1944 als Jude zunächst nach Auschwitz gebracht, wo mehrere seiner Familienmitglieder umkommen, dann nach Buchenwald verlegt, wo auch sein Vater stirbt. Buchenwald war ihr gemeinsamer »Kreis der Hölle« und zugleich Quelle grundlegender Erfahrungsdifferenzen.

Dieses Gespräch beschwört die gemeinsamen wie die unterschiedlichen Erfahrungen von Jorge Semprun und Elie Wiesel, die exemplarisch sind für viele Opfer des Nazi-Terrors. Sie sprechen über die schwierige Aufnahme nach der Befreiung, über Erinnerung und Schreiben.

Ein Gespräch, geführt aus der Einsicht in die Unmöglichkeit, das Grauenhafte zu sagen, und zugleich getragen von der verzweifelten Gewißheit, daß Schweigen unmöglich ist.

J. S.: Als ob eine gewisse Zeit hätte vergehen müssen, damit die Dinge reifen können. Objektiv, historisch gesehen, hat eben eine gewisse Zeit vergehen müssen, bis die Bücher gelesen werden konnten.

E. W.: Sie wurden aber nicht wirklich gelesen. Sie wurden nicht wirklich gelesen, weil – und genau das ist, wenn du so willst, die Hoffnungslosigkeit dieser Geschichte – diese Geschichte nie bekannt werden wird. Niemand wird je erfahren, was du und ich erlebt haben. Wir versuchen es, wir setzen uns dafür ein. Aber ich glaube nicht daran.

J. S.: Wir schreiben manchmal, wir schreiben nicht immer, und weder du noch ich schreiben nur darüber, wir schreiben mit dem Wissen, daß es Dinge gibt, die man nicht ...

E. W.:... über die man nicht sprechen kann.

J. S.: Man kann nicht über alles sprechen, man kann nicht alles vorstellbar, nachvollziehbar machen. Das geht einfach nicht.

E. W.: Schweigen ist verboten, Sprechen ist unmöglich. Ich hatte immer die Angst, mein Gedächtnis zu verlieren. Ich weiß, daß das Gedächtnis immer sehr gefährdet ist. Es läßt nach. Gibt es Dinge, die ich vergessen habe? Gibt es Gesichter, die nicht mehr in meinem Gesicht, in meinem Blick sind? Gibt es Gesten, die nicht mehr da sind,

zu denen ich keinen Zugang mehr habe? Also, was tun? Was soll man tun, um alles sagen, um das sagen zu können, was gesagt werden muß? Der Schriftsteller, der ich bin und der du bist, kann einfach nicht umhin, sich diese Fragen zu stellen.

J. S.: Als Schriftsteller spreche ich von meiner Beziehung zum Schreiben. Eine Zeitlang, fünfzehn Jahre lang, mußte ich schweigen, um zu überleben. Das ist übrigens eine recht weit verbreitete Erfahrung. Andere sind durch das Schreiben ins Leben zurückgekehrt. Primo Levi. Andere haben wieder zu leben begonnen, weil es ihnen gelungen ist, schnell zu schreiben. Haben provisorisch wieder zu leben begonnen.

E. W.: Ich glaube, Primo Levi hat seinem Leben ein Ende gemacht, weil er – und davon bin ich überzeugt – Schriftsteller war. Wir waren befreundet. Ich habe ihn nach dem Krieg kennengelernt.

J. S.: Weil die komplexe Beziehung zum Schreiben ...

E. W.: Viele Schriftsteller haben Selbstmord begangen.

J. S.: Améry, Levi und natürlich auch andere.

E. W.: Oder Paul Celan.

J. S.: Ich habe eine eigenartige Erfahrung gemacht, was das Gedächtnis und die Angst vor

dem Vergessen betrifft. Je mehr ich schreibe – drei meiner Bücher haben einen direkten Bezug zur Lagererfahrung, während die anderen voll von indirekteren, romanhaften Bezügen sind; da sind es die Figuren, die diesen Bezug haben, nicht ich –, je mehr ich schreibe, desto deutlicher kommt mir die Erinnerung zurück. Nach dem jeweils letzten Buch habe ich noch mehr zu sagen als vor dem ersten. Als ob das Vergessen so vollständig gewesen wäre, daß es der Arbeit des Schreibens, der bewußten Erforschung der Vergangenheit bedürft hätte. Bilder, Erinnerungen, Gesichter, Anekdoten, ja selbst Empfindungen kehren zurück. Daher meine Theorie, daß es ein unerschöpfliches Schreiben ist, zugleich möglich und unerschöpflich. Man kann etwas sagen, wird aber nie alles gesagt haben. Man kann jedes Mal mehr sagen.

E. W.: In letzter Zeit habe ich oft geträumt, daß ich schreibe. Ich träume immer häufiger von damals. Am Anfang, während des Kriegs, träumten wir von ganz anderen Dingen, vom Essen, vom Frieden. Zu Hause träumte ich vom Sabbat, von den jüdischen Festen, von meiner Familie. Später, nach der Befreiung, war das anders. Und jetzt habe ich fast jede Nacht, immer häufiger, Alpträume. Ich bin wieder dort. Am Morgen stehe ich auf und schreibe schnell nieder, was mir von die-

sen Träumen geblieben ist. Im Grunde werden wir darüber nie das letzte Wort sagen können.

J. S.: Das Schreiben läßt die Erinnerungen wieder hochkommen, damit aber zwangsläufig auch die Angst. Die Therapie des Vergessens hat eine Zeitlang eine beruhigende Wirkung ausgeübt. Die Projektion in die Politik hat eine andere Rolle gespielt, weil es sich hier, was zumindest die kommunistische Politik betrifft, um die Illusion einer Zukunft handelt; und der anschließende Zusammenbruch dieser Illusion führt wieder zum Schreiben, zur Erinnerungsarbeit zurück. Und je mehr ich schreibe, desto lebendiger werden meine Erinnerungen, aber natürlich kommt auch die Angst wieder hoch ...

E. W.: All dies läuft letzten Endes für mich auf eines hinaus: wir haben das absolut Böse entdeckt. Und nicht das absolut Gute. Was können wir also tun, damit die Jugend, die uns die Ehre erweist, uns zu lesen und zuzuhören, nicht völlig die Hoffnung verliert? Auf welche Weise können wir ihnen vermitteln, daß dem Menschen dieses Streben nach dem Absoluten nicht nur im Bösen, sondern trotz allem auch im Guten gegeben ist?

J. S.: Das absolut Böse gibt es, man kann ihm begegnen. Das Gute ist schwer zu finden. Das Gute oder vielmehr der Weg, der zum Guten führt.

E. W.: Richtig, das stimmt. Ich kann mich erinnern, und das ist der Triumph des Gedächtnisses. Ich hatte sogar meinen eigenen Namen vergessen. In Auschwitz gegen dem Ende zu, und vor allem im Zug. Ich hatte meine Nummer, A7713. Das war alles. Ich war eine Nummer. Und von Zeit zu Zeit kam jemand aus meiner Stadt zu mir, um mich an meinen Namen zu erinnern. Er nannte mich beim Namen. Das war zunächst natürlich mein Vater. Und im kleinen Lager in Buchenwald hatte ich einen Kumpel, einen kleinen Jungen aus Kovno in Litauen, der mich beim Namen nannte. Und das genügte mir, um glauben zu können, daß der Mensch zum Guten fähig ist.

J. S.: Ich möchte dir eine Frage stellen, die ich auch beantworten werde. Wir können versuchen, sie gemeinsam zu beantworten. Welchen Sinn soll für uns diese Reihe von Gedenkveranstaltungen, Erinnerungen, Publikationen und Berichten rund um diesen 50. Jahrestag haben? Es ist der Jahrestag der Befreiung der Lager, des Siegs über den Nationalsozialismus, der ja kein vollständiger Sieg über das totalitäre System an sich ist – in der Sowjetunion existierte es ja noch sehr lange Zeit weiter. Es werden also Gedenkveranstaltungen abgehalten, und wir werden gebeten, dieses oder jenes beizutragen. Was tun wir da eigentlich?

E. W.: Ich gehe nur schweren Herzens zu derart-

tigen Veranstaltungen. Widerwillig. Ich mag das nicht. Ich mag das eigentlich überhaupt nicht. Mir bleibt aber keine Wahl, es gibt keine Alternative dazu. Mir wäre es lieber, wieder dorthin zu fahren, allein oder mit jemand, mit dem ich damals zusammen war. Um allein zu sein, zu zweit oder zu dritt, aber allein und nichts sagen müssen. Und zu weinen versuchen, wenn das möglich ist. Oder aufhören zu weinen, wenn das möglich ist. Ich mag das nicht. Gleichzeitig sage ich mir aber, daß die, die all das nicht miterlebt haben, einige Symbole brauchen. Einige Fixpunkte, an denen sie ihre Wißbegierde, ihren Erfahrungshunger festmachen können. Wir nehmen nur für sie an derartigen Veranstaltungen teil, ganz gleich, ob es um Buchenwald oder um Auschwitz geht. Ich fühle mich dabei aber ganz und gar nicht wohl. Ich weiß nicht. Ich muß etwas sagen und habe immer Lust, etwas anderes zu sagen. Und es ist mir auch schon passiert, daß ich mittendrin aufhören mußte, weil ich spürte, daß ich weinen würde. Ich weine nicht gern in der Öffentlichkeit. Sogar wenn ich allein bin, weine ich nicht gerne.

J. S.: Das ist ein Gefühl, dem man nicht entkommen kann, wenn man auf dem sogenannten Podium sitzt, gemeinsam mit anderen Zeitzeugen, die auch davon erzählen. Da kommt immer der Moment, in dem man sich fragt: »Was tue ich hier

eigentlich? Warum bin ich überhaupt hergekommen?« Das ist unvermeidlich. Man konzentriert sich, verliert sich aber bald wieder in Gedanken. Man überläßt sich seinen Erinnerungen. Dann faßt man sich wieder, um als Zeitzeuge an diesem pädagogischen Ritus teilzunehmen zu können. Eigentlich ist man aber woanders. Und manchmal ist man sehr weit weg. So weit weg, daß man Lust hat... Man hat Lust zu verschwinden.

E. W.: Und man verschwindet. Man verschwindet innerlich.

J. S.: Das ist, glaube ich, völlig normal und unvermeidlich. Ich frage mich aber, ob man den jungen Menschen, ihrer Neugier und ihrem Wissensdurst nicht eher begegnen sollte, indem man an der Gegenwart ansetzt, anstatt sofort fünfzig Jahre zurückzugehen. Das heißt, aus dem, was heute geschieht, Beispiele herauszugreifen. Aber nicht, um alles durcheinanderzubringen...

E. W.: Oder Vergleiche anzustellen. Man soll nie Vergleiche anstellen.

J. S.: Oder Vergleiche anzustellen. Man darf dabei nicht dem Irrtum verfallen, den man im Mai '68 beging, als man rief: »CRS-SS«, was völlig abwegig ist.

E. W.: Oder das, was jetzt in Serbien geschieht, mit Auschwitz vergleichen.

J. S.: Oder Serbien mit Auschwitz vergleichen.

Dennoch, nur ein Beispiel: Die ethnische Säuberung bietet die Möglichkeit – freilich ohne zu vergleichen oder alles durcheinanderzubringen oder sie mit Auschwitz gleichzusetzen, weil es einfach ungeheuerlich wäre, so etwas zu behaupten –, einen Einblick in die totalitären Mechanismen zu vermitteln, die am Werk waren und heute da und dort allmählich wieder wirksam werden. Ich frage mich, ob man nicht weiter in die Geschichte zurückgehen sollte – ich bin mir aber nicht sicher, das ist eine Frage, die ich mir selber oft stelle –, damit der pädagogische Effekt größer ist. Damit es nicht nur ein Erinnerungsritual ist, sondern für die heutige Jugend auch eine konkrete, politische Praxis im umfassenden Sinn des Wortes wird.

E. W.: Du bist mit diesen Dingen vertraut, du warst in der Politik, du warst Minister und kennst die Politik, ich aber überhaupt nicht. Ich bin Lehrender. Ich bin ein Geschichtenerzähler. Ich unterrichte Humanwissenschaftler, ich habe Studenten. Es gibt Studenten, die von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgehen und andere, die lieber mit der Vergangenheit beginnen – und wir nähern uns dann gemeinsam der Gegenwart an.

J. S.: Wichtig ist, daß man weiß, wie man vorgeht. Das heißt, daß man ausgehend von einer Erfahrung oder einem aktuellen Ereignis Bezie-

hungen herstellt, und zwar einer Erfahrung, die es ermöglicht – ich komme wieder darauf zurück –, die Besonderheit, den Ausnahmecharakter und die Einzigartigkeit der Vernichtung des jüdischen Volkes zu erkennen. Da besteht ein großer Unterschied zu anderen Konzentrationslagern; im Gulag Kolyma hat es möglicherweise mehr Tote gegeben als in Auschwitz, und trotzdem gibt es da einen großen Unterschied.

E. W.: Es gibt da einen großen Unterschied. Aber Jorge, in Auschwitz hat das Böse überlebt. Der Sieg der Alliierten hat das Böse nicht aufhalten können. Auch danach, nach dem Faschismus, hat es Rassenhaß und Fanatismus gegeben, die es ja fast überall gibt. Man soll aber in diesen Dingen nie Vergleiche anstellen. Wir leben aber immer noch in diesem Jahrhundert, im gleichen Jahrhundert, dem blutigsten Jahrhundert der Geschichte. In dieser Zeit hat die Geschichte, glaube ich, so viele unselige und verhängnisvolle Kräfte freigesetzt, ausbrechen, zutage treten lassen, daß die Nachwirkungen noch heute zu spüren sind. Diese Nachwirkungen sind eben in den ethnischen Säuberungen zu erkennen, wie du sagst, oder auch in Ruanda, eigentlich in der ganzen Welt. Unser Planet ist eine kleine Familie geworden, ein kleines Dorf, das von schrecklichen und erschreckenden Strömungen durchzogen wird. Man kann sie

deutlich spüren. Und so erinnert man sich, natürlich erinnert man sich, wir können gar nicht anders, als uns zu erinnern. Wenn ich im Fernsehen ein kleines Mädchen oder einen kleinen Jungen sehe, der in den Armen seiner Mutter stirbt, irgendwo in Afrika oder Tschetschenien, dann tut mir das weh. Das tut weh. Wenn ich höre, daß in Algerien Intellektuelle getötet werden, dann erinnert mich das an Deutschland 1933, nicht an den Holocaust, sondern an 1933. Das tut weh. Das tut um so mehr weh, als ich das Gefühl habe, daß das überhandnimmt. Das nimmt überhand. Und wenn Auschwitz und Buchenwald den Menschen nicht verändern konnten, was wird ihn dann wirklich verändern können?

J. S.: Man kann den Menschen nicht definieren. Das Böse als das Unmenschliche.

E. W.: Alles ist menschlich.

J. S.: Ja. Hier kommen wir zum Kern, zu einem zentralen Aspekt der Lagererfahrung. Nämlich zur Entdeckung, daß die menschliche Freiheit, die Freiheit des Menschen eine Freiheit ist, die sowohl zum Guten als auch zum Bösen fähig ist. Zum Guten, weil wir auch außergewöhnliche Beispiele der Solidarität und Aufopferung erlebt haben.

E. W.: Und das auch außerhalb der Lager. All jene zum Beispiel, die ihr Leben aufs Spiel setzten,

um Juden zu retten. Das sind ganz ohne Frage Helden, Widerstandskämpfer. Keine Frage.

J. S.: Ich finde, wir sollten diesen Weg weitergehen. Wenn man eines bestimmten Ereignisses als eines vergangenen Ereignisses gedenkt, »so war das vor fünfzig Jahren«, dann vergißt man, daß die Befreier von Auschwitz, die nicht nur Auschwitz befreit, sondern auch die Schlacht um Stalingrad gewonnen haben und bis nach Berlin vorgedrungen sind, aus einem Land kamen, in dem es ebenfalls Lager gab. In dem es noch zehn oder fünfzehn Jahre lang Lager gab. Daß all das sich also später wiederholt hat. Die, die in Jugoslawien von ethnischer Säuberung sprechen, sind beileibe keine Nationalsozialisten – obwohl ihre Politik in letzter Konsequenz in diese Richtung geht –, sondern Kommunisten. Man darf sich also nicht, und da hast du völlig recht, mit dem bloßen Zurückerrinnern zufriedengeben, sondern müßte ...

E. W.: Alles sollte in die Gegenwart, in die Wirklichkeit geholt werden. Du hast von der Befreiung der Lager gesprochen. Vor einigen Jahren habe ich General Petrenko in Moskau dazu einige Fragen gestellt. Er war der Befreier von Auschwitz. Wir waren beide dort. Wir haben unsere Erinnerungen an die letzte Nacht dort miteinander verglichen. Wir im Lager bereiteten uns darauf vor, es zu verlassen, während er seine Truppen

darauf vorbereitet, es zu befreien. Und ich fragte ihn: »Wenn Sie bereits zwei Tage früher einen Vorstoß unternommen hätten, hätten Sie hunderttausend Frauen und Männer retten können. Sie haben es nicht getan. Warum? Warum nicht?« Und er hat mir so einiges erzählt... Klar ist das alles jedenfalls nicht. Dasselbe gilt übrigens auch für die Alliierten. Sie hätten Buchenwald früher befreien können. Sie sind eher zufällig auf Buchenwald gestoßen. Es hatte eben keine Priorität.

J. S.: Es hatte keine strategische Priorität. Trotzdem hätten die Alliierten, die Westmächte, vor allem ab 1943 die ihnen zur Verfügung stehenden Informationen über die Vernichtung der Juden besser bekannt machen und damit direkten Druck ausüben können ...

E. W.: Und die Eisenbahnlinien nach Auschwitz bombardieren. Übrigens auch die Russen. Sie waren ja näher.

J. S.: Sie hätten wirklich eingreifen und zum Beispiel die Namenslisten, die sie ja bereits hatten, veröffentlichten können. Der jüdische Widerstand hatte sie ihnen bereits übermittelt. Sie hätten Dutzende und Aberdutzende von Deutschen mit ihrer Verantwortung konfrontieren können. Seht her, so sind die Nazis! Das steht euch auch bevor! Sie hätten auf diese Weise Nürnberg vorwegnehmen können. Man hat all das nicht getan. Man hat

es nicht getan, und zwar aus denselben Gründen, aus denen danach weitergeschwiegen wurde.

E. W.: Ich war in Babi Jar. 1965 war dort noch nichts. Später wurde dort ein Denkmal errichtet. In Babi Jar sind innerhalb von zehn Tagen, zwischen Rosch-Hachanah und Jom Kippur, 60 000 bis 80 000 Juden umgekommen. Keine einzige jüdische Inschrift. Für die Kommunisten, für die Russen gab es dort keinen einzigen Juden. Dasselbe in Auschwitz.

J. S.: Dasselbe in Auschwitz. Es galt einfach als Lager, in dem Antifaschisten umgekommen sind. Und damit wird die Wahrheit von Auschwitz, das ja *das* Vernichtungslager der Endlösung war, entschärft, unter den Teppich gekehrt.

E. W.: Die Juden wurden damit ein zweites Mal ausgelöscht.

J. S.: Die Juden wurden ein zweites Mal ausgelöscht. Im Fall von Babi Jar bedurfte es des Gedichts von Jewruschenko und einer ganzen Reihe von Tauweiter-Perioden.

E. W.: Und selbst dann ...

J. S.: Es wurde bestritten, eine ziemlich zweifelhafte und unsichere Angelegenheit.

E. W.: Erst jetzt haben sie ein Denkmal errichtet. Vor zwei Jahren wurde ein jüdisches Denkmal errichtet. Auf dem großen Denkmal steht aber kein Wort über die Juden. »Hier starben sowjeti-

sche Bürger.« Als ob die Kiewer Juden deshalb umgebracht worden wären, weil sie sowjetische Bürger oder Kommunisten waren. Man stelle sich das einmal vor ... All das hätte schon früher beendet werden können, eigentlich schon während des Kriegs. So viele Menschen hätten gerettet werden können. Bis heute empfinde ich Trauer darüber, eine Art Trauerreserve. Man macht aber dennoch weiter oder versucht es wenigstens. Wir werden bald nicht mehr da sein. Man muß Spuren hinterlassen.

J. S.: In Buchenwald versammelten wir uns an den Sonntagnachmittagen, um zu diskutieren. Und in einem dieser Gesprächskreise, an denen keine Juden teilnahmen – im großen Lager gab es nur sehr wenige Juden, die überlebt hatten –, diskutierten wir über die Existenz Gottes. War das für dich damals kein Problem?

E. W.: Doch, es war eines. Für mich war Gott aber trotz allem der Haltepunkt. Jorgo, ich kann Auschwitz und Buchenwald einfach nicht verstehen, weder mit noch ohne Gott. Immer wieder stelle ich mir dieselbe Frage: Und Gott? Was machte er, wo war er all die Zeit? Ich komme aus einem tiefreligiösen Milieu, weißt du. Tiefreligiös. Du kommst aus einem politischen Milieu. Du hast im Widerstand gekämpft. Du hattest zu tun. Ich habe nichts getan. Ich ließ alles geschehen. Gott hat

die Dinge, die Ereignisse und die Lebewesen erschaffen, und der Mensch hat alles wieder in Unordnung gebracht. Für mich war Gott damals alles, weil der Mensch in meinen Augen nichts war. Gott allein zählte. Er war mein Lebenssinn. Er war die Rechtfertigung für alles, was mit mir geschah. Und da empfand ich eine Abwesenheit, etwas, das sich mir entzieht. Wo war Gott? Ich kämpfte gegen Ihn an, später, vor allem nach dem Krieg. Nachdem ich mit dem Philosophiestudium begonnen hatte und wußte, wie man Fragen stellt. Gott war aber ständig präsent. Sogar im kleinen Lager, ich erinnere mich, es war zu Passah. Während des Passahfests dürfen wir kein Brot essen. Na ja, ich habe Brot gegessen. Ich hatte aber Kumpel, die keines aßen, auch nicht im Lager. Ich erinnere mich, wie wir beteten. Wir beteten zu Passah im kleinen Lager. Und ich war einfach so da, abwesend. Am 11. April sangen wir, eine kleine Gruppe von Kumpeln aus dem kleinen Lager, als erstes den Kaddisch. Den Kaddisch für die Toten. Ich definierte mich also über meinen Bezug zu Gott. Bis heute eigentlich, ich weiß nicht.

J. S.: Das ist der Unterschied deiner Erzählungen und der Erzählungen anderer frommer Juden, die in den Lagern waren: Man spürt ganz deutlich, daß diese Festlegung, diese Religion, diese Verbindung mit Gott, dieses Anklammern an ihn ein

wichtiger Bestandteil des Widerstands ist. Man legte sich auf Gott fest, trotz der Absurdität, der Unverständlichkeit und des sinnlosen Schicksals des jüdischen Volkes. Natürlich gab es auch Bindungen einer ganz anderen Art, da es ja auch unter den Juden Widerstandskämpfer gab, jedenfalls in Frankreich, das liegt auf der Hand, in den Kampftruppen, Stoßtrupps ...

E. W.: ... in Birkenau in den Zentren der Arbeitskommandos, im Warschauer Ghetto. Sobibor.

J. S.: Die Legende von der jüdischen Passivität ist eine widerwärtige Legende. Nun ja. Diese Bindungen, dieser geistige Widerstand und diese sehr widerstandsfähige geistige Identität sehen bei uns aber ganz anders aus. Ich komme aus einer katholischen Familie, bin aber seit meiner Jugend Atheist. Im Lauf dieser Diskussionen in Buchenwald habe ich aber dennoch die endgültige Definition meiner Beziehung zu Gott gefunden. Ich glaube, daß die Diskussion um die Existenz Gottes eine sinnlose Diskussion ist, da es Gott so lange geben wird, als es Menschen gibt. Diesen Bezug zur Transzendenz wird es immer geben. Zu diskutieren sind also nicht Fragen wie die nach der Existenz Gottes, sondern andere Fragen. Das ist ein Ergebnis oder eine Konsequenz dieser sonntäglichen Diskussionen in Buchenwald. Der Atheis-

mus muß nämlich, ich möchte sagen paradoxerweise, bis an sein Extrem getrieben werden. Und dieser bis zum Extrem getriebene Atheismus besteht darin, daß man anerkennt, daß Gott ein Bedürfnis, ein Wunsch, eine Phantasie, eine Notwendigkeit des Menschen ist. Es wird ihn geben, solange es Menschen gibt.

E. W.: Bei mir lief das in zwei Schritten ab. Vom Tod meines Vaters einmal abgesehen. Das erste Mal, als mich die Angst überfiel, war bei meiner Ankunft in Birkenau. Es war Nacht. Da waren Tausende, zumindest mir erschienen sie wie Tausende und Abertausende Juden, die von überall her kamen und ins Feuer gingen. Und ich hatte Angst, ich fragte mich, ob das das Ende des jüdischen Volkes ist. Das zweite Mal war viel später, als ich mir die Frage stellte, die sich die Juden immer schon gestellt hatten. Irgendwann kommt der Moment, in dem man sich fragt: »Hat Gott von Seinem auserwählten Volk genug? Hat Er die Seite gewechselt?« Und wenn ich mich fragte: »Was tut Gott?«, dann bedeutete das zugleich auch: »Und wenn Gott nicht mehr auf meiner Seite, sondern auf der Seite des Feindes stünde?« Und dann sagte ich mir: »Vielleicht kann Gott zu einem Feind werden, der Feind ist aber nicht Gott.«

J. S.: Das ist ein weiterer Punkt, der mir an der Lagererfahrung der Juden aufgefallen ist.

Es hat ja auch Deportierte gegeben, die Katholiken oder Protestanten waren. Gott hat in ihrem täglichen Leben, in ihrer Einsamkeit sicher auch eine Rolle gespielt. In den Konzentrationslagern war jegliche Religionsausübung streng verboten. Die Religion stand für sie aber eher im Hintergrund, die Berichte lassen nicht darauf schließen, daß sie für sie etwas Zentrales war. Sie war Privatsache. Gott war Privatsache, während es sich in der jüdischen Erfahrung der Deportation und der Vernichtung anders verhält. Auch das ist eine Besonderheit. Da gibt es einen Unterschied.

E. W.: Die grundlegende Einzigartigkeit war der Plan, das Vorhaben des Feindes, ein ganzes Volk bis zum letzten Angehörigen auszulöschen. Sogar ungeborene Kinder waren bereits zum Tod verurteilt. Wenn ich an die Kinder denke... wenn ich an die Kinder denke, muß ich weinen. Ich erinnere mich an die Kinder – heute gibt es ja hübsche, dezente, rührende Photos davon –, die einfach so, still und brav, ohne zu schreien, ohne zu klagen, in den Tod gingen. Ich frage mich, wie sie das tun konnten. Weißt du, Jorgo, ich hoffe, daß ihren Mördern niemals verziehen werden wird. Ich will nicht, daß Gott ihnen verzeiht, was sie den Kindern angetan haben. Niemals.

J. S.: Ja. Natürlich. Die Lagerkinder sind jüdische Kinder.

E. W.: Jene sind verantwortlich für diese Verbrechen. Ein Kind töten, das ist das absolut Böse. Eineinhalb Millionen Kinder töten, das ist das absolut Böse. Denen, die für diese Verbrechen verantwortlich sind, dürfte nicht verziehen werden. Ich habe Studenten in Deutschland. Ich arbeite mit jungen Menschen, die Deutsche sind. Ich unterrichte aber nicht das, sondern Philosophie und Literatur. Ich unterrichte nicht den Holocaust. Die Deutschen kommen auf mich zu und sprechen mit mir, und manche von ihnen fühlen sich schuldig. Und ich sage ihnen: Nein! Ihr seid nicht schuldig. Ihr tragt keinerlei Verantwortung für das, was eure Großeltern oder Eltern getan haben. Ich glaube nicht an die Kollektivschuld. Ich habe nie daran geglaubt. Als Jude weiß ich sehr genau, daß mein Volk viel leiden mußte, weil es so vieler »Verbrechen« beschuldigt wurde. Man hat uns gezwungen, diese Kollektivschuld auf uns zu nehmen. Nein, ich würde mich nie mit dem Gedanken anfreunden können, daß ein junger Deutscher schuldig ist, nur weil er Deutscher ist. Nur die Schuldigen sind schuldig. Die Söhne der Schuldigen, die Kinder der Schuldigen sind eben Kinder. Diese unermessliche Schuld trifft nur die, die an diesen Verbrechen beteiligt waren.

J. S.: Ich glaube sogar, daß ein Großteil der deutschen Jugend Trauerarbeit geleistet und sich mit

der Geschichte ihres Landes und ihres Volkes gründlich auseinandergesetzt hat, was andere Generationen in anderen Ländern nicht geleistet haben.

E. W.: Sie fühlen sich trotz allem stärker betroffen ...

J. S.: ... und haben sich eine gewisse Sensibilität bewahrt. Ihre Reaktionen auf Äußerungen bestimmter Politiker oder Journalisten, auf gewisse Aktivitäten von Neonazi-Gruppen, die die Gewalt verherrlichen oder Gräber schänden, oder auf rassistische Äußerungen sind unmißverständlich. Die deutsche Jugend im weitesten Sinn, also nicht nur die Jugendlichen, reagiert sofort. Daher glaube ich, daß wir zu einer gewissen Hoffnung berechtigt sind.

E. W.: Ich hoffe wirklich, daß die Hoffnung dank dieser Jugend eine Zukunft hat.

J. S.: Wir können um so mehr hoffen, als Deutschland aus verschiedenen historischen, sozialen und ökonomischen Gründen in Europa eine entscheidende Rolle spielt. Das neue Deutschland, das im Jahr 2000 sehr viel Verantwortung tragen wird, wird sich dann auf dem Gedächtnis eines demokratischen Denkens begründen können, eines Denkens der Toleranz, das dem Vergessen entgegenwirkt. Das ist, glaube ich, sehr wichtig.